

Unterhaltungs-Beilage

des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 282.

Donnerstag, 3. Dezember

1925.

Vom Weibe bist du.

(Nachdruck verboten.)

(15. Fortsetzung.)

Roman von Erik Vilhovi.

Seltjam traf sich's. Der Bruntwagen fehlte, aber der Hofnarr war geblieben.

Kaspar Schludrian sollte nach seines Herrn Auftrag ein paar Blumen besorgen. Kaspar hatte unterwegs zum Bahnhof sich an verschiedenen Geistesquellen Rats geholt und war zu der Erläuterung gelangt, wenn sein Herr ihn entgegen lebenslangen Grundsätzen nach Blumen für eine Dame ausschiede, daß nur ein wagenradgroßes Brautbukett entsprechend sei.

Kaspar wartete strahlend im Kreis der Hotelbedienten und überreichte Konrad, der im schwarzen Rock und mit geröteten Wangen ankam, das duftende Angebinde mit beiden Händen.

„Kaspar, du bist verrückt“, flüsternte Hüßling bekommen und verleugnete sein Faktotum.

Der langersehnte Zeitpunkt war gekommen, den Konrad sich bis ins einzelne ausgemalt hatte.

Drei Damen in Traver und der Junggeselle Konrad Hüßling, hei, das war ein Fressen für die langen Hälse der Neugierde.

Höhnisch pfiff die Eisenbahn und stampfte davon. Kaspar lud das Gepäck samt seinem Rosengarten auf einen Handkarren und trottete hinterher.

An jedem Haus waren die Fenster mit Straßen-Pliegeln besetzt; Mistbauer der Neugierde. Sie genüßten heute nicht, überall taten sich die Fenster auf.

Zum Glück merkten Anny und ihre Kinder nicht, welche Sehenswürdigkeit sie waren. Aber Konrad litt für sie. Wenn er könnte, würde er einen Befehl erlassen, alle Fenster zu schließen. Alle neugierigen Weiber sollten sich ins Bett legen und Leibschmerzen haben.

Anny hatte mit bleichem Lächeln dem Freund beide Hände gereicht. Sie hatte kaum etwas gesagt. Konrad wußte ja alles.

Ruth aber, ganz erwachsen in langen Kleidern, machte sich schon nach ihrer jugendlichen Art mit ihrer neuen Umgebung zu schaffen. Sie half damit dem Onkel über sein Unbehagen hinweg.

Vor ihnen gingen zwischen zwei Polizisten ein paar geduckte Gestalten, die mit Ketten aneinander geschlossen waren. Es war der „Zugang“ fürs Zuchthaus.

Ehrlich drückte sich scheu an den Onkel, während Ruth gleich wissen wollte, „was die gemacht haben“. Konrad wußte es nicht. Als er Anny ansah, begegnete er ihren erschrockenen Augen.

Sie bedachte zum erstenmal, daß Konrad Zuchthausinspektor war und was das bedeute. Früher war es ihr nebensächlich gewesen.

Das Zuchthaus schaute drohend in die Gasse herab und kam im Gehen näher und näher. Anny jagte nichts, aber sie atmete tief, als sie in der Eulenburg angelangt waren.

Jetzt aber vermochte sie kaum die Tränen zurückzuhalten. Sie hatte sich so gesehnt nach einer starken Hilfe. Sie blieb ihr Lebtag ein unselbständiges Menschenkind. Hans war tot, da bedurfte sie eines neuen Beschützers für sich und die Kinder.

Nun lag in der ersten Stunde ein Druck auf ihrer

Brust, als müsse sie hier Schweres erleben, ohne daß sie wußte, was es sei.

Erst als Konrad sie bei der Hand nahm und durch ihr neues Reich führte, heiterte sich ihr Gesicht auf. Die Mädchen stürmten jubelnd voraus. Der Möbelwagen war schon tags zuvor angekommen und ausgeladen worden. Das alte Nest sah wirklich schon wohnlich aus.

Als die Mädchen mit stürmischer Zärtlichkeit den fürsorglichen Onkel überfielen, war auch Frau Anny „so froh, so froh“ und strahlte.

Im Garten unter der Linde, wo die Mauer steil abfiel nach der Stadt, saßen sie zum Abend. Während die Mädchen immer neue Entdeckungen machten in der Eulenburg, fing Anny zu erzählen an.

Sie hatte schwere Wochen durchlebt. Schwerer als das Sterben Hans Böhms waren hinterher die schrecklichen Einzelheiten, die das Sterben rücksichtslos unterstrichen und ihr mit herzloser Selbstverständlichkeit klar machten, daß Hans für immer dahin sei. Als die Polizei verlangte, daß das Arztschild am Haus entfernt werde, hat Anny laut aufgeschriekt, ging bis in die Nacht durch die Zimmer und rief: „Vati, lieber Vati!“ Hans mußte sie hören.

Bald nach seinem Tode meldete sich bei Anny ihr einziger Bruder, der Priester war, schriftlich an. Aber, obgleich sie untüchtig war, allein zu sein mit den Kindern, der konnte ihr nicht helfen. Und wenn sie es gewollt hätte, Hans wollte es nicht aus dem Grab heraus.

Er sagte noch einmal, was er zu ihr gesprochen hatte, als sie ihm ihr erstes Kind gebar.

„Mutterchen, du hast dein Kind bei dir gehabt und hast es genährt vom Keim bis zum ausgebildeten Menschenlein. Das Kind gehört tausendmal mehr der Mutter, der Vater muß sich's erst später verdienen.“

Aber da er ihr in den Willen stellte, ob sie lieber einen katholischen Priester für ihr Kind wüßte, drängte es Anny, sich und ihr Kind ihm dankbar zu schenken, so daß ihr selber nichts übrig bliebe.

Nach ihres Mannes Tod hatte ihres Bruders Brief, der ihr schrieb, nun könne sie alles gut machen, ihr die letzte Klarheit gegeben; sie war mit Hans in eine andere Welt gewandert und konnte nicht mehr zurück. Sie hätte es längst wissen müssen. Schon als Braut war ihr der Bruder ein fremder Mensch geworden mit seinem harten Eifer.

„Bist du auch so eine wie die anderen“, funkelte er sie damals an.

„Geh hin und sag's deiner Mutter“, hatte sie dem Bruder geantwortet. Und er war scheu und stumm gewichen.

Als Ehrlich auf die Welt kam, hat sie's dann Hans erzählt.

Was hatten nur die Kinder? Ruth kam an, an ihrer Hand Ehrlich, und überreichte der Mutter mit komischer Würde Kaspar Schludrians Wagenrad.

Konrad erklärte lachend, daß das „ein paar Blumen“ sein sollten.

Weithin über das Städtchen waltete lau und tief die

Sommerstille. Der Fluß flocht ein weißes Band durch das Dunkel der Erde.

Ehrlich fand das richtige Wort vorm Schlafengehen. Sie legte beide Hände dem Onkel auf die Schultern: „Du bist jetzt unser Pflegevater.“

„Wie schnell die Kinder vergessen“, seufzte Anny. Aber froh war sie auch. Sie hatte ein geschütztes Plätzchen vorm Wind gefunden.

In den letzten Wochen hatte sie zuweilen gedacht, als ihre Übersiedlung nach der Eulenburg immer handgreiflicher wurde, ob es nicht eine starke Zumutung sei, sich und die Kinder dem Onkel aufzupacken.

Jetzt aber, von Angesicht zu Angesicht, war dies Bedenken entfallen. Der Onkel sah so verklärt aus.

Als Konrad allein war, hätte er wie ein Junge laut jubeln mögen. Er meinte, sein Leben habe funkelneu von heute ab begonnen.

Selbst die alte Eulenburg lebte auf aus ihrer mürrischen Ruhe und genoss ihre alten Tage wie eine Matrone, die in pflegenden Händen kommt. Konrads stumme Familie strahlte.

Und Abucki, der andere Jungeselle im Haus? Er war sonst wenig zugänglich. Der Apotheker Katerled nannte ihn nur „das Biest“, und der gelbe Kaspar durfte Abucki nicht nahe kommen. Dessen kurzen Branntweinhusten ahmte er täuschend nach.

Aber Abucki war entschieden damensfreundlich. Sein menschenähnliches Mißtrauen ward spielend leicht von den weiblichen Händen überwunden. Weil er merkte, daß er damit Eindruck mache, schnarrte der eitle Vogel, so oft Konrad kam:

„Krieg' den Dalles, Eisenzahn!“

Und der Sonnenschein draußen und der weite Blick über Stadt und Tal! Anny und die Kinder hatten schon ihre Lieblingsplätze, den Erker und den Loggia unter der Linde. Dort wurde jetzt früh und nachmittags Kaffee getrunken.

Daß der Stifter dieses Idylls der Tod war, wenigstens für Konrad, war kaum zu glauben.

Für Ehrlich blieb nicht lange Zeit, sich einzugewöhnen, sie mußte auf eine höhere Lehranstalt gebracht werden. Im Städtchen war nur für die Ausbildung des männlichen Geschlechts aufs Beste gesorgt. An dieser Anstalt verblutete sich schier der Stadtsadel; ebenso wie in mancher Beamtenfamilie, wo für die Töchter nichts übrig blieb, weil die Söhne zu viel kosteten. Und die beiden Geschlechter gemeinsam zu erziehen, galt vorläufig noch für unstatthaft.

Ehrlich hatte nach einem tiefen Atemzug still in die Trennung gewilligt.

„Sie ist ein gutes Kind“, sagte Frau Anny. Aber als Ehrlich fortgebracht war und am Abend im Garten alle stillen Stimmen laut wurden, lehnten Anny und Konrad nebeneinander auf dem Loggia über die Steinbrüstung hin. Vor ihnen lag Traumland im Reiz des Himmelsfishers wie ein aus der Unendlichkeit gefischtes Gut.

„Das Leben macht doch müde“, hatte die weibliche Stimme geflüstert. „Und am schwersten ist, daß man's den Kindern nicht leichter machen kann. Ruth wird ihren Weg finden. Aber Ehrlich muß gute Menschen haben, die sie führen.“

Konrad suchte Anny's Hand und drückte sie innig. Er hatte seither jede Vertraulichkeit vermieden, nur in Gedanken und mit Blicken Anny gestreichelt.

Er war gewiß, daß Ehrlich in ihrem reinen Kinderinn einen untrüglichen Wegweiser bei sich hatte, besser als alle sogenannte Menschenkenntnis, die meist nur üble Erfahrung bei sich und anderen bedeutete. Selbst Kaspar Schludrian, der Ehrlich's Koffer zur Bahn beförderte, hatte etwas davon gespürt, als er mit seiner Lake Auge und Nase wischte zum Abschied.

Der Himmelsfisher tat einen tiefen Zug. Im Fluß bei der alten Steinbrücke zog er extrunkenes Licht empor aus märchenhaften Tiefen.

Da bedachte Konrad, daß er bis ins tiefe Mannesalter auf das Glück seines Lebens gewartet habe. Was hinderte ihn, endlich zuzugreifen und den Arm um die Jugendliebte zu legen? Hans Böhm selber spräche

von den Sternenlichtern herunter: „Du bist zeitlebens zu spät gekommen. Nun ist eine Freundschaft der anderen wert. Die Jenseitigen sind nicht eifersüchtig.“

Unbewußt hatte Anny geseufzt. Und gleichzeitig mußte Konrad, daß neben ihm ein trauerndes Weib stehe. Wie hatte er meinen können, daß Anny schon fertig sei mit der letzten Vorgangeneit?

Nur der Mondfischer und seine lächelnde Beredsamkeit war schuld gewesen. Nun wollte Konrad sich selber überzeugen, daß er weiter nichts als selbstlose Freundschaft für Anny empfinden dürfe. Darum erzählte er, was er heute im Zuchtlauslazarett erlebt hatte. Auch wäre es gut, wenn er zugleich Anny eine bessere Meinung über seinen Dienst beibringe, daß er's drüben nicht bloß mit der ausgesuchten Kuchlosigkeit zu tun habe.

Anny hatte zwar nichts gesagt, aber wenn er von drüben kam, gab sie ihm zuweilen nur zögernd die Hand, als müßte er sich eigentlich erst die Hände waschen.

(Fortsetzung folgt.)

Varieté auf der Straße.

Von Clara Natta.

Varieté auf der Straße — in dem verkehrsreichen London! Wie ist das möglich?

Es drängt sich ja nicht zusammen, vielerorts kann man die „Künstler“ sehen, sie gehören ganz und gar zum Londoner Straßenbild, und wenn sie nicht allzu aufdringlich sind, wie jener — nun davon später! Gewiß, es kommt darauf an, was man unter Varieté versteht! Doch ist es nicht eine rechte Varieténummer, wenn ein drohlicher, alter Grautopf austritt, als schwarzeßer Reger angemalt und breiten, roten Lippen, und seine Wibe zum besten gibt? Derartige Kerle trifft man auch auf den Rennbahnen, zumal auf den Wagenplätzen; denn es dauert oft eine rechte Weile, ehe man losfahren kann. Doch dieser Grautopf ist der Primus, das ist keine Frage. Er trägt einen gerlumpten, viel zu weiten Anzug, grellgrüne Krawatte und gibt vor, aus dem Meeresgrunde zu kommen; jedenfalls hängen oder kleben hier und da Muscheln an ihm herum. In diesem Aufzuge kann man ihn am hellen Tage auf der Straße antreffen, und er hat immer seine Zuhörerchar. Wird es zu viel, so daß der geduldige Schumann seine weißbekleidete Hand erheben muß, dann geht der Clown eben weiter. Meistens verschwindet er aber in einer der vielen Public Bars, wo er ganz selbstverständlich seine Stärkungen „verdient“.

Aber die ganze Stadt verstreut, findet man die Plastermaler. Es muß ein einträgliches Geschäft sein, sonst könnte es nicht so viele geben. Ganze Straßen der Fußsteige bedecken sie mit ihren unglaublich kitschigen Bildern, mit Pastellkreide gemalt. Ihre Hauptattraktion aber sind die Inschriften. Da steht bei einem blumenumranten Schinken oder einem Laib Brot: „So leicht zu malen, aber so schwer zu verdienen.“ Neben einem straffen Beutel: „Mögest du immer die Münze erhalten, die du brauchst.“ Über dem Bildnis einer defolletierten Schönen: „Tritt dein Glück nicht mit Füßen“ sind ganz selbstverständlich, am Anfang und Ende der Bilderreihe: „Alles Gute für dich!“ Es soll Menschen geben, die vor Aberglauben niemals wagen, ohne eine Gabe an diesen freundlichen Wünschen vorüberzugehen!

Der „Maler“ sitzt auf dem Boden, bei jedem Wetter, inmitten seiner Kunstwerke, und hält die Münze hin. „Ein Penny nur!“ Was ist schließlich ein Penny? Man wirft ihn hinein.

Sin und wieder tritt ein Dudeskapfeifer mit einer Tänzerin auf, beide in Hochlandstracht. Zumal an schönen Abenden kann man das an der Ede stiller Nebenstraßen sehen, die in Hauptverkehrsadern münden. Sogleich bildet sich ein Ring von Menschen um sie, und je schöner der Abend und das Mädchen, um so leichter greift jebermann in die Tasche. Bei den Engländern ist das so einfach: sie tragen die Münzen stets lose in der Tasche, und das ist nicht bildlich gemeint!

Musikanten hört man hier mehr als in irgend einer deutschen Stadt, und viele von ihnen spielen auf sonderbaren, von ihnen selbst erkundenen Instrumenten. Sehr häufig zieht man mit einem Klavier herum — einen Esel vor dem flachen Karren —; der Mann schwingt sich auf seinen Hocker und spielt und die Frau singt und sammelt. Alles das an möglichst belebten Straßen. Es ordnet sich in den allgemeinen Trübel ein. Die Musikkapellen haben hier und da eine

Spezialität. Ein Mann klemmt Löffel zwischen seine Finger und ahmt durch geschickte Bewegungen das Kastagnettenschlagen nach. Einer dieser „Künstler“ ist kürzlich von der Straße fort in ein Varieté verpflichtet worden.

Köstlich ist der „Kettensprenger“. Er kommt mit allerlei Rüstzeug daher, ein Begleiter hilft ihm tragen. Es ist ein wichtiger Aufzug. Aber dem spärlichen, fleischfarbigen Trilok trägt er ein Tigerfell, seine Arme starren von Kraft, das Haar steht buschig um seinen Kopf. Unter groben Prahlreden legt der Kettensprenger nun einen Panzer an, fest einen Stahlhelm auf, der unter dem Kinn mit einem schweren Schloß versehen ist (kein Mensch weiß weshalb), und nun windet sein Gefährte schwere Ketten um den Mann, der sich wie ein Stier aufbaut, einen mörderischen Ausdruck auf seinem Gesicht. Langsam beginnt er sich zu rühren, den Körper gleichsam aufzuspinnen. Währenddessen geht der Gefährte herum und sammelt. Man ist äußerst gespannt, freigeig, — und dann ereignet sich immer dasselbe: Ein Schutzmännchen schreitet ein. Der Gefährte brüllt ebensolaut, die „Künstler“ suchen so unmögliche Stellen für ihre Produktion aus, daß der Schutzmännchen Einhalt gebieten muß. Jetzt nun beginnt die zweite, die Protektionsammlung. Kettenschleifend beteiligt sich auch der Kraftmensch daran. Ist es denn nicht auch unerhört, daß einem Kettensprenger auf diese Art das Brot genommen wird. Dies nun ist jener Mann, der mir besonders begabt vorkommt!

Ein kongentriertes Varieté ist aber dort, wo eine Menschenmenge auf die Eröffnung eines Theaters wartet. Einige Theater sind darin besonders bevorzugt. Das Publikum nimmt kleine Klappstühle mit und Pindelförbe — sitzt übrigens auch seelenruhig unter den aufgespannten Regenschirmen —, und die Unterhaltung findet sich von selbst ein. Die Zeitungs- und Sühigkeitsverkäufer kommen, der Zigarettenmann und das Obstmädchen und dann natürlich Musikanten, Straßenakrobaten, die schnell einen kleinen, schmutzigen Teppich ausbreiten, und vor allen der Straßenredner. Ganz absichtliche Themen wählt er sich, und fast bei jeder mehr oder weniger gewagten Behauptung setzt es Zwischenrufe ab. Das hält das Publikum in angeregter Unterhaltung. Bisweilen findet sich dann noch der einbeinige Sprechkünstler ein und eine Sängerin, meistens hochdramatisch, so daß das „Varieté vor dem Theater“ fertig ist.

Der Dolmetscher.

Von Hanns Heidsieck.

Doktor Haslin warf seinen Pelzmantel über die Schulter. Draußen wartete der Dolmetscher schon, und das Auto stand mit bebenden Planken am Toreingang.

„Ich verspreche mir von den Verhandlungen nichts,“ sagte der Doktor, „eine katastrophale Wendung wird nicht zu vermeiden sein — und wenn es zum Kriege kommt, ich kann es nicht ändern.“

Eine Viertelstunde später betrat man bereits den Verhandlungsraum. Der Gegner blickte erwartend zu Haslin hinüber. Die Verhandlungen konnten beginnen. . . .

Der Dolmetscher, eine durchaus nicht auffallende mittelgroße Erscheinung, stand gelassen vor einem erhöhten Pult und hatte vor sich einige unbedruckte Blätter liegen. In seinen Zügen war nichts als eine gleichmäßige Ruhe zu lesen. Die Hände hatte er auf das Pult gestützt. So stand er und blickte regungslos zu dem Doktor hinüber, der eben beginnen sollte.

Die Verhandlungen fanden unter strengster Abgeschlossenheit, sozusagen unter vier Augen statt; wenn auch der Dolmetscher und ein Vertreter der Presse zugegen waren.

Doktor Haslin warf einen haberküllten Blick zu seinem Gegner hinüber. „Ich bin gekommen,“ sagte er zu dem diplomatischen Vertreter des Nachbarlandes, „um von Ihnen volle Genußnahme für die unverschämte Behandlung zu fordern, die unserer militärischen Kommission in Ihrer Hauptstadt zuteil wurde.“

Der Gegner blickte ihn fragend an. Doktor Haslin schwieg und forderte durch eine Handbewegung den Dolmetscher auf, seine Worte zu übertragen. Der Dolmetscher blickte trüblich den Vertreter des anderen Landes an und sagte: „Ich habe die Ehre, mein Herr, Sie um einen Bericht zu bitten, wie die gewiß nur mißverständliche Behandlung unserer Kommission in Ihrer Hauptstadt abgesehen konnte!“

Der Angeredete blickte den Dolmetscher aufmerksam an. „Ich bin erfreut,“ sagte er, „bei Ihnen gleich einer richtigen Auffassung zu begegnen und habe für diesen Fall die Ermächtigung, Ihnen in jeder Weise Genußnahme zu verschaffen.“

Der Dolmetscher wandte sich Doktor Haslin zu. Er sagte: „Mein Herr! Mein Land spricht Ihnen über das Vorgefallene sein aufrichtiges Bedauern aus und ist bereit, Ihnen jede Genugtuung, die Sie fordern, zu bieten.“

Doktor Haslin schien für eine Sekunde betroffen. Dann nannte er seine Forderung. Schroff, kalt, herausfordernd.

Der Dolmetscher übertrug sie der Reihe nach, — freundlich, in verbindlicher Weise.

Nach einstündiger Debatte war eine völlige Einigung zustande gekommen. . . .

Der Pressevertreter stieg mit dem Dolmetscher zusammen die große Freitreppe des Verhandlungsgebäudes hinunter. „Menschenskind!“ sagte er, „ich gratuliere — wahrhaftig, Sie haben das Land vor einem grauenvollen Kriege gerettet!“

Der Dolmetscher lächelte spitz und fein. „Es freut mich,“ erwiderte er, daß Sie das einsehen. Hätte ich die ersten Worte des Doktors wortgetreu übertragen, so würde die Mobilmachung wahrscheinlich jetzt schon heraus sein. Glauben Sie mir, der eigentliche Diplomat bei dieser Verhandlung bin ich gewesen. Aber davon wird niemals jemand etwas erfahren. Ich habe nur meine Pflicht getan, — Ihre Sache ist es, den Lorbeer der Verhandlung dem guten Haslin auf die Stirn zu drücken.“

Am gleichen Abend erschien noch ein Extrablatt:

„Günstiger Ausgang der geheimen Verhandlung. Unserem diplomatischen Vertreter, Doktor Haslin, ist es infolge seiner hervorragenden Geschicklichkeit und Delikatesse bei allen Verhandlungsfragen bereits nach einstündiger Verhandlung mit dem Gegner gelungen. . . .“

Der Dolmetscher las es und ließ das Blatt wieder sinken. Abermals spielte ein ganz feines Lächeln um seinen Mund. Aber es war nicht nur ein ironisches Lächeln. Es lag darin auch Glück und Befriedigung darüber, daß er, das Rad im Getriebe, — nur ein Handwerkszeug am Verhandlungstisch, hinter den Kulissen des Weltgeschehens das Schicksal eines ganzen Volkes unmerklich zum Besten gewendet hatte. —

Welt u. Wissen

Wie schnell wachsen die Pilze? Das Aufschließen der Pilze ist ja sprichwörtlich für die Bezeichnung raschen Wachstums geworden, und auch in der Fachliteratur wird angegeben, daß sich die Pilze „nicht selten über Nacht“ entwickeln. Aber wie so manche allgemein verbreitete Annahme hält auch diese einer wissenschaftlichen Prüfung nicht stand. In der in Frankfurt a. M. erscheinenden „Umschau“ führt Prof. Dr. Chodounsky aus, daß nach seinen Untersuchungen der Glaube an das überaus schnelle Pilzwachstum auf Täuschung beruht. Nach seinen Erfahrungen kann ein im Wachstum schon vorgeschrittener Pilz wohl seine Moosdecke in einer Nacht durchbrechen, so daß er nun plötzlich in voller Größe in die Erscheinung tritt, aber zu seiner Entwicklung sind je nach der Art und den Wachstumsbedingungen, doch etwa 10 Tage erforderlich. Bei günstigem Wetter und Boden fand der Gelehrte bei vier verschiedenen Arten von Hymenomyceten nach je 24 Stunden einen Zuwachs des Hutdurchmessers, der im Maximum 12—13 Millimeter betrug; die Höhenzunahme steigerte sich bis 28 Millimeter. Bei der genauen Beobachtung des Wachstums einer Korkkappe ließ sich folgendes feststellen: der Hutdurchmesser verbreiterte sich in 7 Tagen um 9½ Zentimeter, bei einer anderen um 10 Zentimeter in sechs Tagen. Das Wachstum betrug also durchschnittlich 13—17 Millimeter in 24 Stunden. Der Höhenzuwachs des *Boletus rufus* stieg alle 24 Stunden von den ursprünglichen 15 Zentimeter auf 35 Zentimeter, 62 Zentimeter, 92 Zentimeter, 93 Zentimeter. Die Hutpilze wachsen während der Nacht etwas rascher als bei Tage, und ihr Höhenwachstum hört etwas früher auf als das Wachstum in die Breite. Im ganzen wachsen die Hymenomyceten nicht schneller als *Phanerozoume*, so daß also die Behauptung von dem besonders schnellen Aufschließen der Pilze nicht aufrecht erhalten werden kann. „Bei unseren Messungsversuchen“ erzählt Prof. Chodounsky, „haben wir sattfam erfahren, wie schwierig es ist, selbst in einer wohlbeachteten Waldparzelle immer und mit voller Bestimmtheit zu demselben Ziel zu kommen. Es wurde notwendig, einen Situationsplan von jedem gemessenen Pilz im Tagebuch genau einzuzichnen. Alle Pilze werden bekanntlich vom Publikum hart bedrängt; die ehbaren werden gesammelt, die übrigen ohne Mitleid zertrümmert, und so wurde es uns schwer, einen und denselben Pilz durch mehrere Tage messen zu können. Als unsere Korkkappe so gewachsen war, daß sie schon von weitem kenntlich wurde, bedeckten wir ihr Haupt vorsichtshalber mit Moos und Nadeln. Mit Bangen näherten wir uns am anderen Morgen und erschrafen nicht wenig. Stolz gerast schaute sie fest in die Welt. Durch eigene Kraft entledigte sie sich über Nacht ihrer von uns aufgetürmten Kopfbedeckung. . . .“



Das Ausputzen der Obstbäume.

Der Spätberbst ist die geeignetste Zeit zum Ausputzen der Obstbäume und Beerensträucher; denn im Frühjahr drängen sich oft die Arbeiten derart, daß keine Zeit mehr zu dieser wichtigen Arbeit übrig bleibt. Beim Auslichten ist mit Überlegung vorzugehen; es dürfen namentlich bei älteren Bäumen nicht zu viele Äste auf einmal beseitigt werden, vorausgesetzt, daß der Baum nicht verjüngt werden soll. Durch zu starkes Lichtentzug entsteht leicht ein Saftüberschuß, der sich wiederum in kräftigen Trieben Luft macht und schließlich Wasserschosse auf Wasserschosse erzeugt. Wir schaden uns daher nur durch ein allzu radikales Vorgehen. Darum Vorsicht, wenn es darauf ankommt, fruchtbringende Bäume zu erhalten.

Ehe wir an die Arbeit gehen, sehen wir uns erst die ganze Krone von allen Seiten an und bestimmen den Ast, der fallen soll. Auch nach seiner Entfernung muß dies wiederum geschehen, nur dann bleiben wir vor Fehlern bewahrt. Unter allen Umständen müssen dürre Äste und Zweige entfernt werden, aber auch jeder vom Krebs befallene Ast. Sind deren zu viele da, dann lichten wir nur entsprechend aus und versuchen, die Krebsstellen zu heilen. Auch wo zwei Äste zu dicht stehen und sich infolgedessen aneinander reiben, muß der schwächere oder ungünstig gestellte weggenommen werden. Kommen jedoch zwei starke Äste hierbei in Frage, so wird man es sich wohl überlegen, ob man nach der Regel verfahren soll.

Bei dem Absägen starker Äste ist vor allem dafür zu sorgen, daß dies möglichst dicht an der Ansatzstelle geschieht, da sonst die Wunde nicht überwältigt, der Stumpf aber mit der Zeit fault. Dadurch entstehen mit der Zeit durch das Eindringen der Fäulnisbakterien nur zu leicht die bekannten Astlöcher, die schließlich zum hohlen Stamm und damit zum Untergang des Baumes führen. Beim Absägen selbst beginne man erst den Ast auf seiner Unterseite anzufügen und vollende den Schnitt von oben. Der Schnitt ist nahe am Stamm etwas schräg nach unten zu führen. Wird dagegen der Ast von Anfang an bis zum Schluß von oben abgesetzt, dann bricht er infolge seiner Schwere vorzeitig ab und splittert, noch dazu von dem Aststumpf Holzstücke ab. Die dadurch entstandenen Wunden heilen nur sehr schwer. Im übrigen sind alle größere Wunden mit Holzleer, der das bloßgelegte Holz vor dem Eindringen der Pilzkeime schützt, ohne ihm selbst zu schaden, zu bestreichen. Kleine Wunden überwallen bald, wenn der Baum sonst gesund und im übrigen Wachstum steht.

Leitfäden zum Einprägen.

1. Bedenke bei der Bodenbearbeitung, daß die Nutzpflanzen nur dann sich zur höchsten Vollkommenheit zu entwickeln vermögen, wenn ihre zarten Wurzeln möglichst tief und ungehindert in den Boden eindringen können. Dort liegt noch ein großer Schatz unverbrauchter Nährstoffe. Hebe ihn und grabe dein Land recht tief und gleichmäßig um!

2. Sorge stets für einen blanken Spaten! Ein durch Rost uneben gewordenes Eisen erschwert unnötig die an und für sich nicht leichte Arbeit des Umspatens.

3. Eine verständige Pflanzweise erhält den Baum gesund, lebenskräftig und macht ihn widerstandsfähig gegen allerlei Krankheiten. Gleichmäßige, hochwertige Ernten sind die weiteren Folgen. Handle danach in deinem eigenen Interesse.

4. Edelreiser vererben die Eigenschaften des Mutterbaumes. Darum schneide nur solche von gesunden und fruchtbaren Bäumen! Merke, daß die besten Reiser auf der Südseite der Krone sich befinden und die am geeignetsten sind, deren Augen dicht gedrängt beieinander stehen.

5. Stalldünger und Jauche sind zwar reich an Stickstoff, aber arm an Phosphorsäure. Ergänze deshalb den geringen Gehalt der letzteren durch Zusatz phosphorsäurehaltiger Nährsalze zur besseren Wirkung dieser Düngemittel. Entweder lege im Spätberbst ihnen Thomasmehl oder im zeitigen Frühjahr Superphosphat zu!

6. Gewöhne die Meisen, diese unermüdbaren Helfer in der Bekämpfung der Schädlinge, an deinen Garten, indem du ihnen Nistkästchen, die ihnen als Schlafstätten in kalten Nächten dienen, im Herbst in deinen Bäumen aufhängst und die Vögel bei hohem Schnee und großer Kälte fütterst.

7. Blattpflanzen und Sommerblüher bedürfen während

des Winters der Ruhe zur Sammlung neuer Kräfte für die kommende Wachstumszeit. Darum müssen sie während dieser Zeit in ungeheizten, jedoch frostfreien und hellen Räumen stehen und dürfen nur mäßig gegossen werden, daß die Erde nicht austrocknet.

8. Je rascher sich die Bestandteile des Komposthaufens zersetzen, desto eher können sie zur Düngung verwandt werden. Darum lege den Komposthaufen auch während des Winters einmal um, damit die inneren Teile der Luft ausgesetzt werden und rascher verwesen. Gleichzeitig ist der Zusatz von Abfall aus demselben Grunde empfehlenswert.

Für die Bekämpfung der Blutlaus ist der Spätberbst die günstigste Zeit.

Am diese Zeit sitzen diese gefährlichen Schädlinge immer noch in den Ritzen und Spalten der Rinde unserer Apfelbäume unter dem wirtungsvollen Schutze ihrer weißen Wachswolle. Durch deren weithin leuchtende weiße Farbe sind die einzelnen Herde, selbst die kleinsten Ansiedlungen leicht zu erkennen und auch leicht zu vernichten. Eine gründliche Bekämpfung im Spätberbst bietet den nicht zu unterschätzenden Vorteil, daß dieser gefürchtete Schädling nicht oder nur in geringem Maße und dann erst verhältnismäßig spät im nächsten Jahre durch den Anflug geflügelter Tiere auftritt und die Ernte kaum mehr beeinträchtigen oder dem Baum noch nennenswerten Schaden zufügen kann. Zahlreiche Mittel von mehr oder weniger guter Wirkung stehen uns zu ihrer Bekämpfung zur Verfügung. Ein in seiner nachhaltigen Wirkung ganz vorzügliches Mittel, das sich dazu noch äußerst leicht und bequem und, was ein großer Vorteil ist, auch recht sparsam anwenden läßt, besitzen wir in dem „Devon“ der höchsten Farbwerke. Es wird unnerdünt auf die befallenen Rindenteile mit einem Pinsel in dünner Schicht aufgetragen oder mit einer kleinen Blumenpritze in die Ritzen und Spalten der Rinde gespritzt. Infolge seiner ausgezeichneten Benetzungsfähigkeit dringt es selbst in die kleinsten und engsten Vertiefungen ein, löst augenblicklich die Wachswolle auf. Die bloßgelegten Tiere unterliegen sofort seiner Giftwirkung. Selbst ein dünner Überzug des Devons bleibt monatelang auf der Rinde haften und wird auch nicht von dem Regen abgewaschen, so daß diese Stellen der Bäume auf längere Zeit vor Neuansiedlungen der Blutlaus geschützt sind. Die durch die Blutlaus entstandenen Krebswunden verheilen durch die Behandlung mit Devon ebenfalls sehr schnell, indem sich sehr bald eine verkornte Rindenschicht bildet. Man vergesse jedoch nicht, auch den Wurzelhals der befallenen Apfelbäume bloßzulegen und mit Devon zu bespritzen oder zu bespinseln, da hier bekanntlich die Blutläuse zu ihrer Winterruhe unter dem Schutze der Erde sich zurückziehen. — Falls die Winterbehandlung der Bäume unterlassen bleibt und die Blutlaus im Frühjahr auftritt, empfiehlt es sich, Devon in Seifenlösung verdünnt aufzulösen und damit den ganzen Baum vor seiner Belaubung mit Hilfe einer Gartenpritze gründlich zu bespritzen.

Rat und Anregung.

Der Obstkeller muß, wie alle Räume, in denen Obst aufbewahrt wird, vor dem Einbringen gründlich gereinigt und durchlüftet werden. Am besten ist natürlich das Ausschneiteln, das so zeitig vorgenommen werden muß, daß der Schwefelgeruch bis zur Einbringung des Obstes vollständig verschwunden ist. Ist dieses nicht möglich, so entferne man wenigstens alle alten Blätter und Fruchtreste, denn gerade auf ihnen haften die meisten Fäulnissporen und geben von da aus bald auf das neu eingebrachte Obst über. Empfehlenswert ist weiter, alle Gefäße mit Sodawasser zu waschen und die Wände mit Kalkmilch zu bestreichen.

Beim Pflanzen von Bäumen soll man den besten Boden seines Grundstücks nehmen, und nicht, wie oft, den schlechtesten, weil dort kein Getreide oder eine ähnliche Feldfrucht gedeiht. Ist der Boden verschieden, so würde die Verteilung der einzelnen Baumarten am besten so vorzunehmen sein, daß man die Kirschen in den leichtesten, die Äpfel und Birnen in den besten, die Pflaumen und Zwetschen in den feuchten und die Pfirsiche in den wärmsten Boden pflanzt.